

BRIGITTE HUTT

Für Deniz, Jan und Lisa

Novembertag

Langsam löste sich die Zuschauermenge auf. Einige sichtlich bewegte Gesichter, die meisten aber eher verlegen. Leises Gemurmel, das nun abebbte. Auch mal ein gedämpftes Lachen war zu hören.

„Muss los, Redaktionsschluss.“ – „Gibt eh nur eine kurze Notiz.“ – „Nix wie weg.“¹ – „Noch so viele Termine heute.“

Ich schaute mich um. Waren da nur Politiker und Journalisten? Die zweite Bürgermeisterin füllte die Genderlücke – für den OB war das Ereignis wohl nicht wichtig genug. Ach ja, ein paar Priester waren gekommen. Und der Pope der griechisch-orthodoxen Gemeinde, eines der Opfer war ja ein griechischer Christ gewesen. Alles nur Pflichtauftritte?

Mein Blick glitt noch einmal zurück zu der neuen Gedenktafel. „Morde aus Menschenverachtung“ stand da, und: „Nie wieder“. Hoffen wir das Beste, dachte ich und schloss fröstelnd den obersten Knopf meines Mantels. Dann wandte ich mich auch zum Gehen.

Eine Frau stand da noch, ganz in Gedanken versunken, vielleicht auch in ein Gebet. Ob sie zu den Angehörigen gehörte? Erstaunlicherweise kam sie mir bekannt vor. Während ich sie noch musterte, schaute sie auf, und unsere Blicke trafen sich. Sie lächelte.

„Monika?“

Die Frau nickte und kam näher. „Nach so vielen Jahren“, sagte sie leise, „und dann treffen wir uns ausgerechnet hier wieder, bei der Enthüllung der Gedenktafel für die NSU²-Opfer.“

Wir drückten uns die Hände und standen uns eine Weile stumm gegenüber. Schulfreundinnen waren wir gewesen, zusammen in der Jugendgruppe der Pfarrgemeinde, hatten uns dann über Beruf und Familien auseinandergelebt, waren uns fremd geworden. Schließlich holte ich tief Luft und fragte einfach, was mir durch den Kopf ging.

¹ Alle kursiven Sätze im Text sind Originalzitate.

² Nationalsozialistischer Untergrund

„Hast du ... einen Bezug zu diesen ... Opfern?“

Sie schüttelte den Kopf.

„Ich finde es so wichtig, dass man diese Ereignisse wahrnimmt. Dass man sie sich nicht schönredet. Dass man nicht von ‚Ausrutschern in unserer sonst so menschlichen Gesellschaft‘ redet. Deshalb bin ich hier. Alle sollten hier sein, nicht nur ...“

Sie wies die Straße hinunter, wo die letzten Autos abfuhren.

„Und du?“, fragte sie mich.

„Ach, ich soll, nein, ich will ja auch darüber berichten. In meinem Gemeindeblättchen. Das hier ist unser Viertel.“

„Nur deshalb bist du hier?“, hakte sie nach.

„Na ja, ich gebe Eindrücke weiter, berichte, was ich hier erlebt habe. Auch die Eile, mit der die Stadtpolitiker und die Bürgermeisterin dann wieder abgezogen sind.“

Sie lachte. „Interessiert das jemanden?“

„Und du“, konterte ich, „was machst du mit deinen Eindrücken von diesem Ereignis?“

„Ich weiß noch nicht. Vielleicht schreibe ich auch etwas darüber, irgendwo, vielleicht erzähle ich auch nur davon. Es ist so mühsam, die Menschen wachzurütteln, und noch mühsamer, sie wachzuhalten. Aber ich tue es für Jan und Lisa. Das sage ich mir immer wieder.“

„Für wen? Kenne ich die?“

„Nein, die kennst du nicht. Die gibt es nicht wirklich. Und doch gibt es sie. Hast du Zeit? Dann erzähle ich dir etwas.“

Eine Viertelstunde später saßen wir uns in einem Café gegenüber. Die Getränke vor uns dampften wohltuend. Monika fing an zu erzählen.

„Ich war Mitte 40, als ich meine Unschuld verlor. Nein, nicht, was du jetzt vielleicht denkst! Bis zu diesem Zeitpunkt war ich stolz darauf, zu meinen religiösen Überzeugungen zu stehen, ohne missionarisch zu sein. Ich habe mich dazu bekannt, katholisch zu sein, und das in einer Umgebung, in der Religion zunehmend als atavistisch angesehen wird, und in der der Satz ‚die katholische Kirche ist für eine Frau indiskutabel‘ oft genug zu hören ist. Ich habe trotzdem dazu gestanden. Das hat stets für Erstaunen

gesorgt, aber meistens für gutmütige Akzeptanz. Lass sie halt, stand in den Blicken der anderen.

Ich kannte mich auch gut im Kirchenjahr aus, oder besser: im christlichen Jahresfestkreis, ich war im Betrieb stets diejenige, die man nach Feiertagen fragen konnte, das gefiel den Kolleginnen und Kollegen sogar. Irgendwann kam das Gespräch auch auf jüdische Festtage, und beinahe nahtlos ging es auch um Regeln des jüdischen Lebens. Da in meiner Umgebung niemand zu diesen Themen etwas wusste, war Erstaunen, mitunter sogar ein mildes Bewundern, vorherrschend. In meiner Unschuld freute ich mich, freute mich vielleicht auch ein bisschen, etwas zur religiösen oder kulturellen Bildung meiner Mitmenschen beitragen zu können. Immerhin sah und hörte ich, dass Tage wie Christi oder Mariä Himmelfahrt, Mariä Verkündigung oder Empfängnis, ja, sogar Pfingsten in den Weltbildern meiner Bekannten gar nicht mehr präsent oder gar erklärbar waren – umso weniger Pessach, Schawuot, Jom Kippur oder Chanukka. Also erzählte ich. Frevel des Hochmuts!

Dann kam die Konfrontation mit dem Islam. Nein, nicht ich wurde konfrontiert, es war die Stadtteilgesellschaft, in der ich lebte, und in der schon so lange Muslime lebten. Begeistert nahm ich auch diesen Faden auf, bildete mich fort, ließ andere an meinem Wissen teilhaben. Frevel des Hochmuts.

Und dann verlor ich meine Unschuld. Man könnte es als Strafe für den Frevel ansehen, aber ich denke, mir wurden schlicht die Augen geöffnet für die Realität, in der ich lebte. Die änderte sich in dem Maße, in dem die anderen Religionen sichtbar, ja unübersehbar wurden: Synagogenbau, Moscheebau. Plötzlich waren da buchstäblich Steine des Anstoßes. Ich hörte Sätze, die ich vermutlich schon mein Leben lang gehört hatte, aber wohl stets wieder ausgeblendet hatte, stets als Ausnahme angesehen hatte:

Müssen die so groß bauen?

Das ist reine Provokation.

Mit den Juden hab' ich es nicht so.

Klar kaufen wir beim Türken, aber deshalb müssen die doch nicht ...

Wir dürfen in der Türkei ja auch keine Kirchen bauen.

Nicht schon wieder dieses Thema!

Versteh mich richtig, diese und ähnliche Sätze waren keine Ausnahmen, und sie kamen aus den Mündern von Leuten, die ich geschätzt und gemocht habe, und bei denen ich diese Aussagen nie erwartet hätte. Nebenbei, ich war auch nicht mehr die Quelle des Wissens, die man nach allen möglichen religiösen Themen fragen konnte, ich wurde nun eher geschnitten, weil ich zu viel über die „unerwünschten“ Religionen wusste und auch noch mit denen sympathisierte. Ich musste lernen, meine Zunge im Zaum zu halten. Ich lernte sogar, meine eigene Religionspraxis nicht mehr zu erwähnen. Es ging nun niemanden mehr etwas an, ob ich sonntags in die Kirche ging oder ob das Wichtigste an Weihnachten für mich nicht die Familie, sondern die Christmette war. Ich erlebte, dass meine Haltung zu Religion nicht mehr zu mildem Erstaunen, sondern nur noch zu Stirnrunzeln Anlass gab. Also schwieg ich zu diesen Themen, hörte nur zu, dachte mir mein Teil. Wollte in Ruhe gelassen und vor allem: nicht verletzt werden. Wollte nie wieder einen Satz hören wie: *Was lässt der sich auch ans Kreuz schlagen.*

In dieser Zeit zog ich mich von vielen Bekannten zurück und orientierte mich neu. Nein, bitte kein Mitleid, für mich war das alles in Ordnung. Ich hatte eben etwas dazugelernt.

Aber dann hatte ich ein Erlebnis. Eines Nachmittags wollte ich vor dem Heimgehen einen Kaffee trinken, aber in meinem Lieblingscafé waren alle Tische besetzt. Schon wollte ich wieder gehen, da winkte mir ein Paar am Fenster, mich zu ihnen zu setzen. Ich bedankte mich erfreut, wir wechselten ein paar Worte über den Tag, über die Zeiten, und erstaunlicherweise waren wir sehr schnell im schönsten Gespräch. Um Kunst ging es, um Politik, und dann plötzlich um die neuesten Antisemitismuskritiken, die gerade durch die Presse gegangen waren. Au weia, dünnes Eis, dachte ich. Themawechsel. Aber weit gefehlt: Die Dame, deren Namen ich nie erfahren habe, die ich in meiner Erinnerung deshalb Lisa nenne, sagte kopfschüttelnd und etwas traurig, sagte zu mir, einer völlig Fremden: *Wie kann man denn etwas gegen Juden haben?* Und ihr Mann, ihn nenne ich in Gedanken Jan, erzählte von seiner Israelreise. Ich ergänzte natürlich mit meinen eigenen Israelerinnerungen. Nie, verstehst du, nie habe ich ein so entspanntes, unpräzises Gespräch über Juden und Israel geführt. Und das mit wildfremden Menschen. Wir haben uns einander nie vorgestellt, wussten und wissen nichts voneinander.

Es war eine Oase, ein Labsal, eine Inspirationsquelle. Du merkst, ich schwärme noch immer davon. Die beiden gingen dann kurz darauf, verschwanden wieder aus meinem Leben. Aber die Erinnerung, die bleibt in mir lebendig. Es gibt sie, es gibt diese Lisa und diesen Jan, und nach den Gesetzen der Wahrscheinlichkeit gibt es davon überall welche, Menschen, die Angehörige anderer Völker und Religionen vorurteilsfrei wahrnehmen. Menschen, die mir vielleicht nie begegnen werden. Doch für mich ist wichtig: Wenn ich mich nicht zu meiner Haltung, zu meinen religiösen und kulturellen Überzeugungen bekenne, werde ich sie sicher nie treffen.

Und siehst du, das gibt mir den Glauben, das Vertrauen – und ein wenig die Unschuld zurück. Sowie die Kraft, über Themen wie diese Gedenktafel zu erzählen und Erinnerungen wachzuhalten, egal, wie die Menschen reagieren. Für Lisa, für Jan und all die anderen.“

Eine Weile saßen wir schweigend da. Dann sagte ich:

„Ich kann sie mir vorstellen, deine Freunde Lisa und Jan. Ich glaube, ich habe auch einen Jan getroffen. Nur heißt er Deniz und ist Türke. Und Muslim. Ja, ich verstehe. An die drei will ich denken, und mich nicht mehr von Journalisten und Stadtpolitikern, gleich welchen Geschlechts und welcher Ausrichtung, aus dem Konzept bringen lassen.“

Ich winkte dem Kellner und ergänzte schmunzelnd: „Auch wenn es manchmal schwer fällt.“